

stina« steht, macht den Krieg an der Seite der Engländer im Nahen Osten mit, durchlebt alle Täler und Höhen dieses Krieges und empfindet mit ihm seine Bitterkeit gegenüber dem Unverständnis der Engländer den Juden gegenüber, seinen Hass gegen die Weltoberer, aber auch seinen durch nichts zu beeinträchtigenden Kampfesmut zur Erreichung des einen einzigen Ziels: Einen Staat zu schaffen, in dem die Juden der Welt eine Heimat finden. Das Buch ist eine selten chronische Reproduktion der Zeit bis zur endlichen Befreiung, der Zerschlagung des Dritten Reichs.

Wichtig, vielleicht das Entscheidende an dem Buch aber ist die Wandlung eines jüdischen Menschen von der Erkenntnis seiner Berufung, seines Einsatzes für ein Ziel, sein Hass gegen die Gewalttäter, der nie daran glaubt, jemals noch mit Deutschen zusammenkommen zu können, zu einer späten Versöhnungsbereitschaft.

Hierzu wollen wir ihn selbst sprechen lassen: Amram wird 1975 befragt, wie er nach allen Hassschwüren und allem, was er erlebt hat, noch »mit Deutschen sprechen und Beziehungen zu ihnen pflegen kann«. Seine Antwort lautete: »Das ist eine schwierige, komplexe Frage. Auch die Antwort kann nur komplex sein . . . Es ist richtig, dass mir am Anfang die ersten persönlichen Kontakte sehr schwerfielen. Was mir das erste Treffen mit Deutschen erleichterte, war die Tatsache, dass ich unter den ersten Besuchern Menschen wie Dr. Gertrud Luckner und Propst Grüber kennenlernte, die wegen ihrer Hilfe für Juden ins KZ kamen. Wer als erster den Begriff prägte, dass es wieder »ein anderes Deutschland« gibt, war damals zu Anfang der fünfziger Jahre Ben Gurion nach seinem Treffen mit Adenauer. Diese These stiess damals hier im Lande noch auf heftigen Widerspruch . . . Dann kamen die Stadtverwaltungen von München und Köln anlässlich von Hakenkreuzschmierereien 1959 zu der Erkenntnis, dass zur Vermeidung einer Wiederholung vergangener Zeiten die deutsche Jugend etwas kennenlernen muss, was für sie aus Gründen der Vergangenheit unbekannt ist: Was ist ein Jude, wie sieht er aus, wie lebt er, wie denkt er, wie arbeitet er, wie baut er auf sein Land auf? . . . Später begannen offizielle Stellen, die sich mit politischer Bildung befassen, Erwachsene aus allen Fachbereichen herzuschicken . . ., wodurch bis heute Fäden auf sehr weiten Feldern gesponnen worden sind . . . Für mich entscheidend war der Ausspruch meines ehemaligen Lehrers, Prof. Heuss: » . . . Die Juden können nie vergessen, was ihnen angetan wurde, die Deutschen dürfen nie vergessen, was von Menschen ihrer Staatsangehörigkeit in diesen schamreichen Jahren geschah . . .« Auf das Thema der deutschen Jugend kommend, woran sie schuld sei, antwortet Amram: »Nein, sie ist nicht schuld. Schon Ben Gurion brauchte das Wort, dass wir nichts an der zweiten Generation rächen wollen; aber was wir wollen ist, dass die deutsche Jugend weiss, was war. Was wir wollen ist, dass sie über alles hört und unterrichtet wird und dass sie nicht aus Bequemlichkeit in die »Versuchung kommt, aus der Erinnerung das auszuklammern, was unbequem ist . . .«

Wie kam Amram langsam von seinem Hass zu einer Versöhnungsbereitschaft? Hierzu ist eine Aufzeichnung von ihm wohl wichtig. Im Jahre 1944 kommt Amram auf seiner Odyssee nach Assisi in ein kleines Konvent, wohin sich 50 Juden aus verschiedenen Ländern geflüchtet hatten. Seine Aufzeichnung wollen wir als Schluss dieser Betrachtung setzen, weil sie mehr über den Menschen Amram aussagt als eine Beschreibung seiner Person und seines Wollens von dritter Seite: Amram sagt unter dem 14. August 1944:

»Vor zwei Tagen hatte ich ein wunderschönes Erlebnis: Durch einen guten Bekannten in einer der jüdischen Kompanien hatte ich Gelegenheit, nach Assisi zu fahren. Dort trafen wir eine Gruppe von ca. 50 Juden aus Jugoslawien, Österreich und Italien, die sich in ein kleines Konvent auf dem Berge über dem Dorf geflüchtet hatten. Gleich hinter den letzten Häusern des Dorfes ging es steil aufwärts, bis wir zu diesem Gebäude kamen, das einsam in einem tiefen Walde am Bergabhang steht. Dort lebt der Bischof von Assisi, ein Kardinal Giuseppe Placido Nicolini, mit einer Anzahl Mönche, und dort hatten ca. 80 Personen, Männer, Frauen und Kinder – darunter die Hälfte Juden – Zuflucht gefunden. Die Mönche beschafften alles, von falschen Dokumenten bis zum Essen und Hilfe zur Flucht. Nur dank dieser Menschen konnte sich diese kleine Gruppe am Leben halten. Unter ihnen befand sich eine Familie mit 12 Köpfen, Grosseltern, Eltern, Kinder, Schwiegersöhne etc., und der alte Grossvater, ein Weinhändler aus Fiume, geboren in Galizien, sehr orthodox, erzählte mir mit Tränen in den Augen von den Hilfeleistungen dieser katholischen Priester unter Anleitung des Bischofs. Das Treffen hatte die Form eines Festessens, das die Flüchtlinge anlässlich ihrer Befreiung den Mönchen zu Ehren vorbereitet hatten. Eingeladen waren noch der Town-Major von Assisi und der Commanding Officer der einen jüdischen Kompanie in dieser Gegend. Wir waren im ganzen etwa zehn Palästinenser, und ich zufällig der einzige von der R. A. F.

Am Schluss der Feier wurde dem Bischof eine Pergamentrolle überreicht – geschrieben mit Gold, Blau, Rot und Grün, in wunderbar verschnörkelten lateinischen Buchstaben, auf der in Italienisch eine Danksagung und alle Namen der Flüchtlinge handgeschrieben stand. Das ganze Geschehen wirkte besonders stark durch den Hintergrund, gebildet von Klostermauern, den grünen Wäldern, dem hohen Berggipfel und der weiten Aussicht über die Tiefebene, und es war ein kleines Entgelt für mein Leben in diesem Krieg als Jude und Soldat« (S. 168 f.).

Kunz von Kauffungen, Freiburg i. Br.

JOSEPH HEINEMANN / JAKOB J. PETUCHOWSKI (Hrsg.): Literature of the Synagogue. Edited with introductions and notes. New York 1975. Behrman House, Inc. X, 292 Seiten.

J. Heinemann und J. J. Petuchowski, beide angesehene Fachleute auf dem Gebiet der jüdischen Liturgie, geben in diesem Band eine allgemein verständliche Einführung in die Liturgie der Synagoge und ihre historische Entwicklung. In den beiden ersten Teilen des Werks stellt Heinemann Gebete und Predigten der Synagoge vor, während Petuchowski im dritten Teil die liturgische Dichtung behandelt. Jeder Teil bietet zuerst eine knappe historische Einführung, der ausgewählte Texte mit Einleitung und kurzen Anmerkungen folgen.

J. Heinemann zeichnet zuerst kurz die Entwicklung der jüdischen Liturgie vom Tempel zur Synagoge nach, die zu einer echten Volksliturgie ohne kultische Funktionäre oder Mittler zwischen Gott und dem einzelnen führte. Er wählt die wichtigsten Texte des Synagogengottesdienstes – das Sch'ma mit seinen Benediktionen, das Achtzehn-gebet in seinen verschiedenen Abwandlungen, das Qaddisch usw. – in sehr alten Textfassungen, die alle im wesentlichen auf die rabbinische Zeit zurückgehen könnten, und erklärt die immer reichere Entfaltung dieser Gebete, ihre Struktur und Funktion.

Der zweite Teil bringt eine Reihe von Texten aus Talmud und Midrasch, welche die homiletische Bibelauslegung in der rabbinischen Zeit illustrieren. Auch hier legt

Heinemann besonderen Wert auf Aufbau und Stilmittel dieser Predigten und die Unterschiede zwischen Texten, die auf tatsächlich vorgetragene Predigten zurückgehen, und literarischen Fassungen solchen Predigtmaterials in den Midraschim. Gerade hier könnte man so manche Datierung eines Textes in Frage stellen, ebenso auch die Beurteilung mancher Texte als Predigten (und nicht als Schulvortrag oder rein literarische Kreation), doch liegt dies am allgemeinen, meist noch recht chaotischen Zustand der rabbinischen Forschung.

Petuchowski's Einführung in die liturgische Dichtung ist nicht ganz so zufriedenstellend. Die Welt des Pijjut ist dem modernen Leser so fremd, daß man hier weiter ausgreifen müsste. Was die Anfänge des Pijjut betrifft, referiert Petuchowski nur die verschiedenen Meinungen, ohne selbst klar Stellung zu nehmen. Die ausgewählten Texte umfassen sehr verschiedene Formen des Pijjut und reichen zeitlich von Jannai (5. Jahrh.?) bis in das 12. Jahrh., als die Blütezeit der liturgischen Dichtung endete. Die Stilmittel der einzelnen Dichter werden zwar angeführt, wenn auch nur sehr kurz; doch lassen sie sich auch an einer Übersetzung nur selten aufzeigen, auch wenn diese so wörtlich wie möglich gehalten ist.

Insgesamt ist das Buch eine hervorragende Einführung, die das Interesse für das Erbe der jüdischen Liturgie (die ja auch die christliche Liturgie weithin beeinflusst hat) wecken und das Verständnis dafür fördern kann.

Günter Stemberger, Wien

HANS KÜHNER: Der Antisemitismus der Kirche, Genese, Geschichte und Gefahr. Zürich 1976. Verlag Die Waage. 216 Seiten.

Der Verfasser leitet aus der Kirchengeschichte eine feste These ab: Die Kirche als Institution, speziell die römische Kirchenspitze, habe von Anfang an einer Verwerfungstheologie über die Juden gehuldigt. Diese kirchliche Blindheit, bzw. Pseudotheologie, sei eine der Hauptursachen für den Massenmord an Juden in Auschwitz. Die Institution Kirche habe auch nach den Judenmorden im Nazireich »keinen Augenblick lang Andeutungen gemacht, dass sie das Inferno ... möglicherweise zum Anlass genommen hätte, eigene Mitschuld und Mitverantwortung zu erkennen¹, und zwar als »Endlösung« von Pseudotheologie. Im Gegenteil. Ganze kirchliche Literaturen sind seit 1945 bemüht, jede Andeutung von Mitschuld und Mitverantwortung weit von sich zu weisen« (13). Kühner definiert den kirchlichen Antijudaismus bzw. die antijüdische Pseudotheologie als »Hass auf die gottbezogene Geistesmacht des Judentums, als der einzigen Geistesmacht, die sich dem christlichen Primatanspruch auf Gott gegenüber zu behaupten gewagt und sich nicht gebeugt hat« (15 f.).

Die christlichen Kirchenväter, die spätantiken Kaiser und Päpste, waren laut Kühner böse Leute. Sie raubten Israel »seine gesamte Geschichte, um deren Träger desto leichter eliminieren und vernichten zu können« (30). Dadurch seien sie zu Vorgängern der nazistischen Judenmörder geworden. Man sehe dies aus Jahreszahlen und den parallelen Handlungsmotiven. Das Konstantinische Toleranzedikt sei »fast auf den Tag« 1620 Jahre vor den »Nürnberger Gesetzen« erlassen worden (32 f.). Die antijüdischen Vorkehrungen eines Bischofs der kleinasiatischen Stadt Kallinikum seien 1550 Jahre vor der »Reichskristallnacht« geschehen (33 f.). Der Weg von den

von Ambrosius von Mailand bei Kaiser Theodosius erzwungenen antijüdischen Gesetzen bezüglich eines Eheverbotes mit Juden zu den »Nürnberger Rassenschandgesetzen« sei »sehr viel kürzer, als allgemein geglaubt wird« (34). Johannes Chrysostomus habe im »Jargon des »Stürmer« geredet« (34). Hieronymus habe in den Juden »nur Untermenschen« gesehen (35). Cyrillus von Alexandrien habe die »erste Endlösung« organisiert (37).

Im Mittelalter habe sich der kirchliche Vor-Nazismus fortgesetzt. »Der seelische Terror, der auf den Juden lastete, glich schon ganz der Gehirnwäsche der Diktaturen des 20. Jahrhunderts« (59). Unter päpstlicher und bischöflicher Manipulation habe eine »pseudotheologische Infamie« geherrscht (63). »Es gibt Verfügungen der Inquisition, die fast wörtlich in Anklageakten der Hitlerzeit gegen Juden wiederkehren« (73).

Oft gibt Kühner keine Primärquellen für seine harten Thesen an. Wenn er bisweilen einen Satz unter Anführungszeichen setzt, dann ist auch dieser Satz nicht nachprüfbar, da nicht verraten wird, woher er genau stammt. Jeder, der sich mit Geschichte befasst, weiss ferner, dass eine historische Wahrheit nicht durch Aneinanderreihung von Zitaten gewonnen werden kann. Immer ist darüber hinaus der historische Zusammenhang dieser Sätze in Rechnung zu ziehen. Wenn Kaiser Theodosius z. B. jüdisch-christliche Ehen als Ehebruch bezeichnen liess (34), dann müsste man sich auch nach der damaligen jüdischen Einstellung zu Ehen mit Christen erkundigen, bevor man die theodosianischen Gesetze mit den Nürnberger »Rassenschandgesetzen« vergleicht. Rückfragen nach jüdischen Ausgangspunkten sind aber bei Kühner äusserst selten. Noch etwas stört bei der Lektüre dieses Buches: Man merkt die Voreingenommenheit und ist verstimmt! Der Sündenbock für alles Unchristliche den Juden gegenüber muss unbedingt die sogenannte Amtskirche sein. Suggestivworte, die auf die Nazizeit passen, werden deshalb auch bei der Behandlung der Spätantike und des Mittelalters verwendet. Ferner wird vom Autor über die unleugbare Tatsache hinweggesehen, dass sich der heutige Antijudaismus in jenen Bereichen festsetzt, in denen die Kirche keinen Einfluss mehr ausüben kann: in nachchristlichen Subkulturen und in weltpolitischen Machtkonzentrationen. Er erkennt auch die innerkirchliche Szenerie nur ungenau. Er müsste doch wissen, dass sich heute viel Antijudaismus in traditionellen und progressiven Kreisen einnistet, die mit der Amtskirche möglichst nichts zu tun haben wollen. Sein Schimpfen gegen Paul VI. (186 f. u. ö.) geht daher weitgehend ins Leere. Hätte Kühner alle diese Umstände beachtet, wäre sein Urteil über die Amtskirche bezüglich der Oberammergauer Passionsspiele, des Andreas von Rinn und anderer moderner antijüdischer Auswüchse (vgl. S. 133–163) differenzierter ausgefallen². Er hätte dann auch die Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht nur mit dem Satz abtun können, sie sei »in der Sphäre des Opportunismus hängen geblieben« (186).

Das Geschwür des kirchlichen Antijudaismus ist von Kühner nicht genau diagnostiziert worden. Ähnlich vage sind auch seine Therapievorschlüsse. Man hilft der Kirche nicht, vom Antijudaismus frei zu werden, wenn man Emotionen gegen sie mobilisiert und ungenaue Beschuldigungen ausstösst.

Clemens Thoma

¹ Aber u. a. vgl. dazu im Gegensatz: Erklärung der deutschen Bischöfe zum Eichmannprozess und Gebet für die ermordeten Juden und ihre Verfolger vom 11. 6. 1961 sowie Grusswort der deutschen Bischöfe vom 23. 9. 1962, in: FR XXVII/1975, S. 67.

² Auf Seite 8 wird bedauerlicherweise Johannes XXIII. wieder einmal als Verfasser des wiedergegebenen »Bussgebetes« genannt. Vgl. dazu aber »Klarstellung der Authentizität des angeblich von Papst Johannes XXIII. verfassten Bussgebetes« (in: FR XIX/1967 S. 106), wonach sich diese Authentizität nicht nachweisen lässt (Anmerkungen d. Red. d. FR).